

7. Sonnabend, am 23. Januar 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

## L i t e r a t u r.

Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz im Jahre 1828, von C. G. Carus. Leipzig 1835. Zwei sauber gedruckte Oktavbändchen.

Ein im Kreise seiner Bekannten und außerhalb hochgeschätzter Mann kann es nicht vermeiden über wichtige Momente seines Lebens Vielen Rede zu stehen. Kommt dazu, daß man an ihm das Talent der geistreichen Erzählung kennt, so ist die Aufforderung begreiflich noch häufiger und schwerer abzuweisen und ein ohnehin viel in Anspruch Genommener kann dann nichts besseres thun, als zu seiner Unterstützung die lauteste Stimme, über die Menschen verfügen können, den stillen Ruf der Druckerpresse, zu Hilfe zu nehmen.

Hr. Hofrath Carus mag es für die Dauer lästig gefunden haben, seinen vielen Freunden und Verehrern über die Ereignisse der interessanten Reise Auskunft zu geben, die, wie er zu wiederholten Malen anführt, mit einem folgenreichen Wendepunkte in seinem Leben zusammenfiel. Da man wußte, daß er täglich während der Reise, die er im Geleite Sr. K. Hoheit des Prinzen Friedrich von Sachsen im J. 1828 machte, Bemerkungen über die wichtigsten Erlebnisse noch in frischer Kraft der Eindrücke niederschrieb, so lag auch wohl die vielleicht angemessene Bitte nahe, ein Tagebuch, das zwar nur für den engsten Kreis von Vertrauten bestimmt seyn mochte, geradehin drucken zu lassen, da doch mehr als Einer schon über die Schulter des Lesenden in die Blätter geschaut hatte. So muß man sich die Veröffentlichung dieser Blätter deuten.

Der Verf. erzählt in dem kurzen Vorworte, daß man hier die Reinschrift der Bemerkungen fast unverändert erhalten, die er noch unter dem Einflusse der Eindrücke niedergeschrieben: die Spiegelbilder der augenblicklichen Anregungen noch in ihren ursprünglichen unabgedämpften Farben! Er wird Vielen dadurch, auch außerhalb seines näheren Kreises, ein sehr dankwerthes Geschenk gebracht haben; denn seine Auffassung einer großen Natur, seine Empfindungen bei den interessanten Lebensverhältnissen und den edelsten Werken der Kunst, bei dem Zusammen-

treffen mit vielgenannten Personen, die so überrasch an ihm vorübergingen; sie sind es ja, die man vernehmen möchte. Das Subjective des Erzählenden wird man als das Wesentliche einer solchen Mittheilung hervorheben. Denn, daß man gründlich über das Gesehene nach einem solchen Durchfluge von 16 Wochen durch eine so bedeutende Strecke Landes belehrt werden könne, wird niemand erwarten. Indessen dürfte man doch verlangen, daß etwaige Irrthümer in der Reinschrift getilgt wären, die einem Manne von so vielfachem Wissen, wie dem Verf. in ruhigeren Stunden wieder vorlag. Manche sind jedoch seinem sonst so scharfen Auge entgangen, z. B. Bd. I. S. 73, daß der Palast del T von der Form seines Grundrisses den Namen habe; (der Name ist keine Abkürzung von Tajetto oder Tejetto, der Durchstich, welcher den Platz des Gebäudes verschaffte); — I. S. 78, zwar dem Verf. nicht gegenwärtig, daß die allbekannten hier erwähnten Fresken Correggio's im Kloster St. Paul sich befinden; daß die so viel beschriebene tabula alimentaria aus Velleja eine allgemeinere Maßregel, als eine Waisenanstalt, beabsichtigte; II, 203, daß der Baumeister des Doms zu Pisa in allen Inschriften Busketus (nicht Braschino Braschetto) heißt, und II, 244 hätte wohl in Bezug auf die Sternwarte zu Mailand die Glosse, „wo wenig beobachtet wird“, gestrichen werden sollen. Herr Hofr. Carus vergaß, daß früher Driani, jetzt Carlini dort in einer Weise thätig sind, die allen ähnlichen Anstalten zum Muster empfohlen werden kann; und ein Blick in Valery's gelehrte Reisebeschreibung der schönen Halbinsel, würde ihm manche ähnliche Ungenauigkeit darthun.

Signe wissenschaftliche Abhandlungen hat der Verfasser als die Ausbeute dieser Reise schon früher bekannt gemacht; sie zusammen mit dem vorliegenden Tagebuche zeigen wie jeder Augenblick von ihm genützt ward.

H a f t.

Jacob Ehrlich von Captain Marryat, ein Seitenstück zu Peter Simpel vom nämlichen Verf. N. d. Engl. von C. Richard. I. II. u. III. Thl. Aachen u. Leipzig bei J. A. Mayer. 1836.



Der Geschmack an Ereignissen und Abentheuern aus der Hefe des Volks ist England von alter Zeit her eigenthümlich; selbst der edle Fiedling huldigt ihm mit Vorliebe, so oft sich die Gelegenheit giebt, und Smollet sucht diese Gelegenheit sogar auf. Auch Walter Scott und Cooper sind hierin Engländer — wir Deutsche theilen diesen Geschmack im Ganzen genommen nicht. Wenn es auch wahr ist, daß in den Volksständen mehr Charakter, wenigstens ein schärfer ausgeprägter Charakter anzutreffen ist, als in den höhern gesellschaftlichen Sphären; so sind wir doch der Meinung, daß nicht alles Charaktervolle zur Darstellung des „Schönen“ tauglich; es mag lehrreich seyn, die niedrige Natur treu dargestellt zu sehen, das Gesetz der Schönheit aber erfordert mehr.

Der Verf. des Peter Simpel und des Jacob Ehrlich, gewissermaßen der entgegengesetzte Pol von Bulwer, der die gesellschaftliche Verfeinerung zu seinem Thema nimmt, gefällt in England durch seine Naturwahrheit und wird so viel gelesen als Bulwer. Beide gefallen uns nicht besonders ihrer Extreme wegen, und wir erfreuen uns, außerhalb der alten klassischen Romansphäre Englands noch am meisten an den zwischen Beiden mitten inne liegenden philosophischen, oder an den historischen Romanen Scotts, oder des Verf. von „Puritaners Grab“. — In dem vorliegenden sind es die Geschichte eines Lichterboots-Jungen, die uns Interesse einflößen sollen. Sie vermögen es nicht. Denn obgleich des Verf. Tendenz eine ganz moralische seyn mag (indem er zeigen will, daß gute Grundsätze und gute Erziehung zum Sieg über alle Verwickelungen des Lebens führen), so mißbehagt uns doch die beständige Gesellschaft von Gaunern, Dieben, Mördern und Bootsknechten, in die der Verf. uns bringt, die unendliche Breite seiner nicht eben sehr humoristischen Darstellungsart und die Monotonie seiner Begebenheiten. Er ist von so übertriebener Gemächlichkeit in seiner Erzählung, daß sein Held Jacob Ehrlich am Schluß des ersten Bandes noch auf der Klippenschule ist. Dabei ist seine Erfindung nicht bloß höchst niedrig, sondern selbst bizarr und schwer für wahr zu halten. Ein Zug mag zur Probe dienen. Des Helden Mutter liebt den „Genever“ etwas übermäßig und das Ende dieser Vorliebe ist: daß sie lebendig zu Asche verbrennt, worüber sein Vater im Wasser umkommt, und er auf der Schule den Namen: „Aschenbrödel“ erhält, bis seine Borkunst ihn davon befreit.

Allein etwas ganz anderes, als der Verf. will, lernen wir freilich aus diesem Roman und da diese Lehre

ganz mit der übereinstimmt, die sein „Wiberspiel“ Bulwer uns auch darstellt, so ist sie immerhin merkwürdig. Dies ist die Lehre von der unergründlichen Schlechtigkeit der englischen Justizverfassung, die so schauerhaft ist, daß wir dreist behaupten, kein deutscher Volksstamm würde eine solche Justizpflege auch nur ein Jahr lang ertragen, ohne sich dagegen zu empören, weil sie wirklich empörend ist. Dies ist etwas für Freunde des Jury-Instituts und Bewunderer Englands und es lohnt fürwahr der Mühe, daß sie sich aus Bulwer's und des Verf. Sittenmalenden Romanen näher über diesen Gegenstand unterrichten. Beide sind ganz unparteiische Zeugen; denn sie finden diese Verfassung gar lieblich und schön. Nichts desto weniger sehen wir aus Bulwer, wie diese treffliche Justiz die Unschuld vor sich fliehen macht, indem sie es der „Privat-Industrie“ der Freunde des Schulblösen überläßt (im Pelham z. B.) die Unschuld des Verfolgten an den Tag zu bringen, und wie sie im „Jacob Ehrlich“ nach jedem leichten Schein greift, um einen Menschen zu hängen, indem sie im „Paul Clifford“ und anderwärts mit den Gaunern gemeine Sache macht, um nur etwas vom gestohlenen Gut, dessen Verstecke sie kennt, auf diese Art wieder zu erlangen. Diese Lehre ist unstreitig sehr lehrreich, indem sie uns zeigt, welche „ungeheure Mißbräuche“ ein Volk ertragen kann, wenn sie in seine Sitte übergegangen sind, und wie zähe das „Pergamament einer Constitution“ zu seyn vermag.

Im übrigen hätte dieser Roman nicht übersetzt zu werden verdient, denn selbst in seiner Gattung steht er an humoristischem Werth dem „Peter Simpel“ und als Erzählung den „Abentheuern Trelawney's“ weit nach.

Oskar von Lauterwald oder das Poetenthal. I. II. III. Band. Leipzig bei E. Kollmann. 1834.

Zwar ist der vorliegende Roman im Geiste sowohl, wie in der Form ein Werk der Nachahmung, da dem Verf. in der ersten Beziehung Jean Paul, in der zweiten Boccaccio, als unverkennbare Vorbildner vorgeschwebt haben; dennoch möchten wir ihn nicht zu den Erscheinungen rechnen, welche die Kritik mit zwei Worten abzuthun ein Recht hat. Vielmehr verbirgt sich in ihm, auch außer den zahlreichen Gedichten, die er liefert, und die nicht grade das Poetischste an ihm sind, mehr Poesie, als in einer ganzen Reihe von Almanachs und Journalerzählungen anzutreffen ist. Der umfassende philosophische und



psychologische Roman wird in Deutschland überhaupt immer seltener und unter solchen Umständen verdienen auch wohl Werke, die sonst kein unbedingtes Lob von Seiten der Kritik in Anspruch nehmen, wie das eben angezeigte, einer ehrenden Anerkennung, die sie vor den poetischen Wissen und Bruchstücken auszeichne, welche in unserer Kleinen Zeit unter dem Namen der Novelle so vielen Raum einnehmen. Ein „langathmiges“ Werk, wie ein Roman in drei starken Bänden, wenn er nicht historisch ist, sondern der Reflexion angehört und dem poetischen Gebiet entleimt, fordert immer ein größeres Maß geistiger Kräfte, als der Entwurf einer Novelle.

In dem gegenwärtigen läßt der Verf. fünf bis sechs Paare poetisch gestimmter Gemüther sich in ziemlich kunstlosen Verhältnissen und nach einer leichten Erfindung neben einander bewegen, sich lieben, reichlich dichten und Geschichten erzählen, etwa in der Art, wie Boccaccio dies thut und nur mit der Besonderheit, daß sich wie dort auf die Liebe, so hier alles auf die Poesie bezieht. In der Darstellung der ziemlich einfachen, oft alltäglichen Begebenheiten strebt der Verf. sichtbar nach Jean Paul'schen Humor. Freilich fehlt ihm die unergründliche Tiefe dieses Geistes, so gut wie seine Wissensfülle; aber im äußern Klang, in der sanften Malerei der Gefühle und in der Sympathie mit der Natur überrascht uns oft eine große Aehnlichkeit. Sie mag angeeignet seyn, aber sie ist doch da. Manches, besonders in den rhythmischen Fragmenten, erscheint allzu spielend, ja nicht selten fast kindisch — indeß ist doch auch vieles in dieser Stylart ganz Gefälliges und Manches sogar voll Reiz anzutreffen. Stellenweis wird der gute Geschmack vermisst, dessen Verletzungen in dieser Darstellungsart besonders schwer in's Gewicht fallen — aber auch Jean Paul ist von Geschmacksverletzungen nicht frei. Solcher Art ist z. B. die Einführung des Verfs. in die Erzählung unter dem Namen Zweibein, und in der dritten Person. Wir rechnen selbst Stellen, wie die folgende dahin: „Das Leben gleicht gar mancherlei (s. h. gar vielen Dingen), einem Zwirnknaul, dem Himmel, einer Barbierschüssel, einem Frühlingshain, einer Windfahne, einem Grabhügel, einer Bratpfanne, einem Feuerzeuge, einem Maskenballe, einer Tabakspfeife, einer Scheibfeder u. s. w.“ Dieser Humor ist ein verkehrter — aber selbst diese Stelle endet mit einem schönen Bilde, wenn der Verf. schließt: „Das Leben ist ein Kleid, dessen Fäden aus Phantomen bestehen, und das eine elende Flamme verzehrt, haben wir nicht Asbest darunter gewebt, der aus der Flamme unverbrennbarer, reiner und schöner hervorgeht.“ Dieser Asbestfaden ist die

Religion (die Liebe) um die es dem Verf. wirklich Ernst ist, und die er mit der Poesie für identisch hält, was sie hyperbolisch genommen auch ist. Eben so geschmackwidrig mögen Vielen die Einleitungen der Kapitel (Postsäulen von dem Verf. nach J. Paul'scher Weise genannt) erscheinen und z. B. der Abschnitt: Kürten (s. h. Knoten) ist es auch wirklich — das schließt jedoch nicht aus, daß dem Verf. auch viele zarte Bilder und schöne Stellen entweder unter rhetorischen oder poetischen Gesichtspunkt gelingen. Die Tendenz des Ganzen, welche die ist: Resignation gegen das Leben und Liebe zu seinen Schönheiten — unter welchen Dichtkunst, Freundschaft und Liebe oben an stehen, — zu lehren, ist immer zu loben. — Am wenigsten darin gefallen uns die poetischen Fragmente, welche theils so unmaßig leer und spielend sind, wie das Lied S. 38:

„Frühling hat ihn mir entrispen,  
Deckt sein Grab mit Blumen zu.  
Will mit sanften Hauch mich küssen,  
Wiegen mich in süße Ruh.  
Trauerbahre, Kerzenschein,  
Liebchen schlummert ganz allein,  
Heb mir auf ein weiches Kissen.“

theils so grellen Humors, wie das Lied „Jupiters Geburtstag“ im II. Theil, theils so unfertig und fehlerhaft in der Form, wie das erste Sonnett Ephinen's S. 29:

„Es schwimmt der Purpur auf des Berges Rücken etc.“

Das Ganze jedoch, mäßig unterhaltend und reich an manchem werthvollen Einblick in die Geheimnisse der Menschenbrust, löblich in seiner Tendenz überhaupt, die eine beruhigende ist, und durch gelungene Einzelheiten, sowohl in den Charakteren, als in den Naturgemälden, endlich aber durchaus rein und aus voller poetischer Stimmung hervorgegangen, wird sich immerhin manchem Leser empfehlen.

Gedichte von Gustav Pfizer. Neue Sammlung.  
Stuttgart bei P. Neff. 1835. 416 S.

Es will uns scheinen, als wenn der Verf., von dem wir eine frühere Sammlung von Gedichten mit voller und wohlverdienter Anerkennung anzeigten, seit dem unter den höchsten poetischen Gesichtspunkten eben keine besonderen Fortschritte gemacht habe, ja als sinke seine Muse, anstatt höher zu wachsen, zu kühnerem Fluge anzustreben und tiefer in die geheimnißvolle Welt der Ideen zu ihrer Durchforschung und Enthüllung einzudringen, eher tiefer zur Erde herab, und verliere sich einerseits in der prosaischen Wirklichkeit, andererseits in eine formelle Künstlichkeit, welche immer nur auf Kosten der höchsten dichterischen Bestrebungen erlangt wird. Im Allgemeinen ist dies der Eindruck, den uns diese „neue“ Sammlung seiner Gedichte gegeben hat, sey es nun, daß unsere Beobachtung wirklich begründet sey, oder daß der Dichter in seiner ersten Sammlung nur das ganz Gelungene und Fertige zur Schau stellte und uns jetzt eine Nachlese von ihm selbst für geringer erkannter Poesieen darbietet. Zu dieser



letzten Annahme sind wir um so mehr hingeneigt, als es fast unmöglich scheint, daß dieser starke Band von Gedichten erst seit der Bekanntmachung jener ersten Sammlung, also seit etwa zwei Jahren entstanden seyn soll.

Alles dies hindert uns jedoch nicht, an vielen einzelnen Gaben dieses Bandes uns auf's Innigste zu erfreuen, ja, in dem Dichter überhaupt das Walten eines ächten Dichtergeistes und in seinen Leistungen sehr vorzügliche Geschenke der lyrischen Muse anzuerkennen. Gewiß vielmehr gehört G. Pfizer mit zu den glänzendsten und würdigsten Jüngern und Priestern der neuen deutschen Muse, wie er zu den reinsten, achtbarsten und dichterisch begeistertsten Gemüthern in unserm Volke gehört. Nur hat er sich gleich im Anfange seiner Laufbahn zu hoch erhoben, als daß wir ihm einen Stillstand, oder gar einen Rückschritt zu poetischer Künstelei so ohne Weiteres nachsehen könnten. Immer deuten die hier gegebenen Gesellen, in ihrer übermäßig künstlichen und gesuchten Form, auf ein Uebergewicht formaler Bestrebung, also auf ein „Schwächerwerden“ des vordringenden und drängenden Geistes der Dichtung, der keine Zeit hat, nach Zierrath und Künstlichkeit lange umher zu suchen, und der sich auf die Wirkung des Neuen und Großen in der Idee allein verläßt. Auch außer den Gesellen — als solche oft musterhaft — zeigt sich in den freieren Gedichten eine vorherrschende Richtung auf das Gefällige, Harmonische, und in der Wahl der Gegenstände eine gewisse Genügsamkeit mit dem Geringeren. Es sind nicht mehr die großen weltgeschichtlichen und speculativen Themata, welche hier ergriffen und ergreifend behandelt werden; es sind geringere, öfter gehörte, minder volle, schwellende, gewaltige Töne. Frühlinglieder, Liebesklagen, Gelegenheitspoesieen selbst und endlich solche, die fast nur durch ihre schöne Form gelten wollen, und die in dieser freilich den Poesieen Platen's kaum nachstehen, sind es, die diesen Band erfüllen. Des Verf's. Lyra ist nicht verstimmt; im Gegentheil sie tönt harmonischer, als je — aber sie ist schwächer besaitet, und verkündet das Berglimmen der ersten jugendlichen Begeisterung, die wir bedauern und zurückwünschen, selbst in minder reiner Form.

Dies allgemeine Urtheil läßt jedoch die Anerkennung der dichterischen Trefflichkeit einzelner dieser Poesieen vollkommen zu. Unter den Frühlings- und Jahresliedern sind viele von hoher Zartheit und voll von ächter Poesie. Wir zeichnen gleich im Anfange z. B. das köstliche Lied an die „Sommergeister“ aus, das fast wie ein Gedicht Shakespeares, wie ein Gesang Ariel's klingt. Weiterhin ist der Gesang der „Undine“ sehr zart und schön:

Kannst Du ahnen, was mir fehle?  
Reichlich seh' ich es an Dir,  
Wenn ich Deine Thränen zähle,  
Auch der Schmerz ist Geist und Seele —  
Sieh von Deinen Schmerzen mir.

Alles, was von Seele zeuget,  
Jede Thräne, die sie säuget,  
Ist ja noch des Reibes werth.  
Schön ist auch die Anrede an die „Zeit“:  
Einmal wohl möcht' ich Dich flehen,  
Spenderin von Lust und Noth,  
Freundlich mit mir still zu stehen;  
Doch Dein Stillstand ist — der Tod u. s. w.

Unter den Dichtungen von tieferer Bedeutung ist Meleager S. 168 ausgezeichnet. „Der letzte Sieg“ ist nicht minder dichterisch, in Gedanken und Ausdruck; auch „der Trank“ ist glücklich. „Sänger und Held“, „Schicksal“, „Narcissus, der verschüttete Knappe“, „Permes Psychopompos“ gehören gleichfalls zu den schönsten Gaben dieses Dichters. In andern begegnet uns oft ein geringerer Ausdruck für einen geringeren Gedanken, von welchen der erste die Fei-

te, der andere den Schwung und geistigen Anhauch vermissen läßt. Tiefsinnig und schön ist das Gedicht, „Parallelen“, wo Deutschland mit Troja verglichen wird und das diesen Schluß hat:

Fünzig — sah an seinem Throne,  
Fünzig Söhne Priamos;  
Dreißig tragen hier die Krone,  
Wohnen hier im gold'nen Schloß;  
Aber ach, von ihnen allen  
Wird Cassandra's Gott verkannt;  
Und wer wird wie Hector fallen,  
Für das theure Vaterland?

Wir nehmen hier und an vielen andern Orten eine politische Gesinnung wahr, von der wir gern gestehen, daß sie nicht die unsrige ist. Auch wir sind der Meinung (eine Meinung Göthe's!) daß ein politisches Lied kein Lied sey, und wünschten daher, der Verf. hielte dergleichen lieber zurück, wenn er gleich himmelweit von dem verächtlichen und aberwichtigen Heiñismus entfernt ist. In dem Gedicht: „Der sterbende Cosmopolit“ wird das „Weltbürgerthum“ ziemlich deutlich als eine Thorheit herausgestellt, doch als eine solche, der Achtung nicht zu versagen ist und der Selbstzufriedenheit nicht fehlt. Andere Gedichte, z. B. „an die Stände von 1833“ haben ganz besondere politische und nationale Tendenzen; hier geht die Poesie meistens ganz unter. Eine Reihe von formell sehr schönen Sonnetts, unter denen Nr. II. vollendet zu nennen ist, leitet zu den Gesellen ein, für welche der Verf. sich meistens die allerschwierigsten Reime aufgesucht und langhin behauptet hat. Z. B. S. 371 unvermischt, aufgetischt, wischt, zischt, fischt u. s. w. und S. 383 gar: Lauer ist, Trauer ist, Mauer ist, Dauer ist u. s. f. durch ein ganzes Gedicht; oder dasselbe Reimwort: folgen, gewesen, genommen, genug, durch lange Poesieen hin. Dergleichen kann überraschen, gefallen sogar. Zum Gedicht gehört es nicht, ja den „gedichteten Gedanken“ beschädigt es; denn nicht immer ist dieser poetisch so neu und voll und gerundet, wie in dem Liede: Genügsamkeit S. 405:

Dem frostgewohnten Bettler ist Ein Gewand genug.  
Dem Schiffer, der gescheitert, der öde Strand genug.

Wenn in des Herzens Tiefe, die ächte Freude wohnt,  
Sie auf die Stirn zu locken ist jeder Tand genug.  
Fern sagt man, sey der Himmel; mir aber ist er nah;  
Ihn zu umfassen ist mir die bloße Hand genug!  
Die dreifachen Reimsilben in dem Gedicht „Vergänglichkeit“ S. 411, sind fast noch schöner behandelt:

Bedenke, daß der Erde Tand vergeht,  
Wie kühles Eis in warmer Hand vergeht.  
Ach nicht allein des Leichtsinns eitle Spiele,  
Des Ernstes Walten und Verstand vergeht,  
Hinwelkt das Gras und auch die heit're Rose,  
Der Liebe süßes Unterpfand vergeht.  
Die Spuren des gewalt'gen Geistes schwinden,  
Wie eine Schrift im leichten Sand vergeht.  
Vorüber schwebt das Sonnenspiel des Lebens,  
Wie Schattenspiel auf einer Wand vergeht;  
Doch wisse, daß die reine Seele nimmer  
Mit ihrem irdischen Gewand vergeht.  
Wenn auch entfesselt wird das alte Feuer,  
Und diese schöne Welt in Brand vergeht. —

Mit diesem Schluß dieser Sammlung von Gedichten schließen wir auch unsere Anzeige davon. Die Hoffnung, daß Viele an diesen Gedichten sich erfreuen werden, wird nicht fehl schlagen und die, daß der Verf. in einer nächsten Sammlung wieder den früheren höheren Ton anschlage, geht vielleicht in Erfüllung. — Die Ausstattung seines Buches ist vorzüglich zu nennen.

W. v. Eudemann.